

Erwerbsminderung: Niedrig Qualifizierte tragen bis zu 10-mal höheres Risiko als Akademiker

Beschäftigte mit niedriger Qualifikation tragen ein erhebliches Risiko, durch Krankheit dauerhaft arbeitsunfähig zu werden. Die Wahrscheinlichkeit, eine Erwerbsminderung zu erleiden, ist bei ihnen bis zu 10-mal so hoch wie unter Akademikern. Zu diesem Ergebnis kommen Wissenschaftler vom Institut für Soziologie der Freien Universität Berlin, des Deutschen Zentrums für Altersfragen (DZA), des Robert Koch-Instituts (RKI) und des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW). Ein Aufsatz zu ihrer Untersuchung ist in den WSI Mitteilungen erschienen, der Fachzeitschrift des Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Instituts (WSI) in der Hans-Böckler-Stiftung.

Fast jeder fünfte Deutsche, der heute in Rente geht, hat sein Arbeitsleben aus gesundheitlichen Gründen vorzeitig beenden müssen. Knapp 20 Prozent der Neu-Ruheständler beziehen eine Erwerbsminderungsrente, nachdem in einem strengen Verfahren festgestellt wurde, dass sie zu krank sind, um regulär weiterzuarbeiten. Meist tritt eine teilweise oder vollständige Erwerbsminderung bei Beschäftigten jenseits der 50 auf. So bezogen beispielsweise im Jahr 2008 unter 1.000 aktiv Versicherten der Gesetzlichen Rentenversicherung im Alter von 45 Jahren weniger als fünf erstmals eine Erwerbsminderungsrente. Unter den 58-Jährigen waren es schon gut dreimal so viele.

Nicht nur das Alter

Das Alter ist jedoch keineswegs der einzige Faktor, macht die aktuelle Studie von Dr. Christine Hagen, PD Dr. Ralf K. Himmelreicher, Daniel Kempfner und Dr. Thomas Lampert deutlich. Die vier Wissenschaftler haben erstmals auf umfassender empirischer Grundlage unter-

sucht, welche Personengruppen unter abhängig Beschäftigten häufig von Erwerbsminderung betroffen sind, und welche seltener. Dazu werteten sie die anonymisierten Daten von gut 127.000 Menschen aus, die 2008 als Neuzugänge in der Erwerbsminderungsrente registriert wurden und verglichen sie mit denen der übrigen Versicherten.

Kernergebnis der Datenanalyse: Vor allem die Qualifikation, aber auch Geschlecht und Wohnort beeinflussen die Wahrscheinlichkeit, aus Gesundheitsgründen nicht bis zum regulären Rentenalter arbeiten zu können. Haupt- oder Realschulabschluss, keine Berufsausbildung, männlich, wohnhaft in Ostdeutschland – Beschäftigte mit diesem Profil tragen das höchste Risiko, arbeitsunfähig zu werden. Es liegt gut zehnmal so hoch wie bei männlichen Akademikern, die in den alten Bundesländern leben.

Faktor Qualifikation

Je höher die Bildung, desto geringer das Risiko einer Erwerbsminderung – die Qualifikation erweist sich in der Feinanalyse der Forscher als wichtigster Einflussfaktor. Das gilt in allen Altersgruppen, besonders weit öffnet sich die Bildungs-Schere aber bei den Älteren. Unter Frauen und Männern mit (Fach-) Hochschulabschluss gehen auch mit Ende 50 lediglich rund 5 von 1.000 Versicherten in die Erwerbsminderungsrente. Dagegen sind es bei niedrig qualifizierten Männern fast 25, bei niedrig qualifizierten Frauen 19. Beschäftigte mit mittlerer Qualifikation, das heißt mit abgeschlossener Berufsausbildung, liegen dazwischen. Hier verzeichnet die Statistik bei Männern rund 15 Zugänge, bei Frauen 13.

Die Forscher haben auch die Risikoverteilung bei drei Krankheitsbildern be-

rechnet, die sehr häufig zu Erwerbsminderungen führen. Besonders hoch fallen die qualifikationsspezifischen Unterschiede bei Muskel-Skelett-Erkrankungen aus. Hier tragen Männer mit niedrigem Qualifikationsniveau ein 14-fach höheres Risiko als Akademiker. Unter Frauen liegt der Faktor je nach Qualifikation maximal beim Achtfachen. Auch bei Erkrankungen von Herz und Kreislauf ist die Differenz erheblich. Spürbar kleiner fällt der Unterschied dagegen bei psychischen Leiden aus, die insgesamt immer häufiger zu Erwerbsminderungen führen. Die Wissenschaftler erklären das so: Während vor allem Beschäftigte mit einfacher Qualifikation schwere körperliche Arbeiten leisten müssen und dadurch Schäden davontragen, könnten „durch Arbeitsverdichtung und Stress verursachte psychische Erkrankungen“ wohl „bei Beschäftigten aller Qualifikationsniveaus vorkommen.“

Männer und Frauen

Insgesamt sind Erwerbsminderungen unter Männern deutlich weiter verbreitet als unter Frauen. Und: Unter niedrig qualifizierten Beschäftigten ist die Differenz zwischen den Geschlechtern größer als bei Arbeitnehmern mit hohem Bildungsabschluss. Das ist für die Forscher ein weiteres Indiz dafür, wie sich körperliche Belastungen in eher von Männern ausgeübten Arbeiterberufen auf die Gesundheit auswirken. Zusätzlich ließen sich aber auch Befunde aus der Epidemiologie heranziehen: Frauen ignorieren beispielsweise seltener Gesundheitsbeschwerden. Höher Gebildete vermeiden eher bestimmte Risikoverhalten, sind etwa seltener Raucher. In einem wichtigen Punkt kehrt sich das Verhältnis zwischen den Geschlechtern allerdings um: Frauen müssen häufiger

als Männer wegen einer psychischen Erkrankung ihre Berufstätigkeit aufgeben. Die Studienautoren halten zwei Faktoren zur Erklärung für plausibel: Frauen sind häufiger in „emotional belastenden Berufen“ tätig, etwa in der Pflege. Zum anderen gingen Frauen und Männer unterschiedlich mit psychischen Problemen um. Letztendlich ließen sich die geschlechtsspezifischen Unterschiede

bei der Erwerbsminderung aber derzeit nicht abschließend erklären.

Ost und West

Ein ähnliches Muster beobachteten die Wissenschaftler bei den Differenzen zwischen alten und neuen Bundesländern. Ostdeutsche tragen unter dem Strich ein spürbar erhöhtes Risiko, von

einer Erwerbsminderung betroffen zu sein. Das gilt insbesondere für niedrig Qualifizierte und mit Blick auf Herz-Kreislauf-Leiden und Erkrankungen des Skelett- und Muskelsystems. Mit zunehmender Qualifikation gleichen sich die Werte in Ost und West dann jedoch tendenziell an. □

WS/

Aus der Fachpresse

Arbeitsplatz Krankenhaus frustriert (nicht nur) Ärzte und Pflegekräfte

Die Betreuung kranker Menschen ist nicht einfach. Beschäftigte sind im Krankenhaus besonderen Belastungen ausgesetzt. In einer Umfrage, die jetzt in der Fachzeitschrift „DMW Deutsche Medizinische Wochenschrift“ (Georg Thieme Verlag, Stuttgart) veröffentlicht wurde, klagten Pflegepersonal und Ärzte jedoch nicht nur über körperliche Beschwerden. Auch der psychische Stress ist höher als in anderen Berufen. Der Frust am Arbeitsplatz war selbst in der Verwaltung spürbar.

Die Arbeit im Krankenhaus hat viel von ihrem früheren Reiz verloren. Während die Leitung der privatisierten Kliniken versucht, die Effizienz zu steigern, empfinden viele Beschäftigte ein steigendes Missverhältnis zwischen den beruflichen Anforderungen und der erhaltenen Anerkennung, berichtet Privatdozent Klaus Schmid vom Institut für Arbeits-, Sozial- und Umweltmedizin an der Universität Erlangen-Nürnberg. Der große Unmut habe sich auch bei den Ärztestreiks im Jahre 2006 gezeigt.

Um zu untersuchen, ob die Arbeit im Krankenhaus tatsächlich mit vermehrten Belastungen verbunden ist, haben Dr. Schmid und Mitarbeiter in den Jahren 2005 bis 2007 dreimal Fragebögen an Pflegepersonal, Ärzte und Verwaltungsangestellte einer Universitätsklinik geschickt. Zum Vergleich wurden Beschäftigte zweier nicht im Gesundheitswesen tätiger Firmen befragt. In

einer Firma waren Akademiker mit einem vergleichbaren Ausbildungsstand wie approbierte Ärzte beschäftigt. Die andere Firma war ein Finanzdienstleister, dessen Angestellte ohne Leitungsaufgaben den Beschäftigten der Klinikverwaltung vergleichbar waren.

Die Antworten bestätigten die bekannte hohe körperliche Belastung. Mehr als die Hälfte der Pflegekräfte klagte über Rückenschmerzen. Hautprobleme, eine Folge der häufigen Verwendung von Desinfektionsmitteln, wurden auch von Ärzten häufig genannt. Für die Mediziner überwog allerdings der psychische Stress: Über 70 Prozent gaben an, häufig unter Zeitdruck arbeiten zu müssen, was allerdings auch den Akademikern der Vergleichsfirma nicht unbekannt war. Auch eine erhöhte nervliche Anspannung war in den Führungspositionen der anderen Firma verbreitet.

Im Unterschied zu ihren Akademikerkollegen gaben Ärzte im Krankenhaus aber häufiger an, bei der Arbeit „erschöpft“ zu sein. Dieses Problem nannte 2005 fast die Hälfte aller Ärzte (47,4 Prozent), während es unter den anderen Akademikern nur jeder fünfte (19,7 Prozent) war. Für Dr. Schmid ist dieser Befund eine mögliche Erklärung für das vermehrte Auftreten von Burn-out bei Ärztinnen und Ärzten. Einen möglichen Grund fand der Arbeitsmediziner in den Antworten der Ärzte zu ihrer Arbeitssituation: In der Befragung 2005

beklagten sich 84 Prozent der Mediziner darüber, bei der Arbeit häufig gestört und unterbrochen zu werden. Auch das Gefühl „übergangen“ oder „nicht ernst genommen“ zu werden, kannten Ärzte, aber auch Pflegepersonal häufiger als die Beschäftigten der beiden Vergleichsfirmen. Dr. Schmid fordert deshalb Konsequenzen bei der Arbeitsorganisation, der Arbeitszeitgestaltung und der Pausenregelung. Vor allem die Ärzte hatten hierzu in den Fragebögen einige Anregungen gegeben.

Dass das Betriebsklima in Krankenhäusern grundsätzlich verbessert werden muss, zeigt sich für Dr. Schmid auch in den Antworten der Verwaltungsangestellten aus der Klinik. Sie klagten wie das Pflegepersonal häufig über Rückenschmerzen. Frustration und Demotivation wurden deutlich häufiger angegeben als von den Angestellten des Finanzdienstleisters, obwohl beide von der Aufgabenstellung her den gleichen Büro-Job haben. Auch in der Klinikverwaltung besteht für Dr. Schmid deshalb ein Handlungsbedarf zur Verbesserung des Betriebsklimas und der Wertschätzung der Arbeit. □

K. Schmid et al.:

Welche Berufsgruppen an einem Klinikum sind besonders beansprucht? Ein Vergleich mit anderen Branchen. DMW Deutsche Medizinische Wochenschrift 2011; 136 (30/31): S. 1517–1522